Umfang zwölf Seiten

Einzelbezug 40 Pfennig

DER STURM

WOCHENSCHRIFT FÜR KULTUR UND DIE KÜNSTE

Redaktion und Verlag: Berlin W 9 / Potsdamer Straße 18 / Fernsprecher Amt Lützow 4443 / Anzeigenannahme durch den Verlag und sämtliche Annoncenbureaus

Herausgeber und Schriftleiter: HERWARTH WALDEN

Vierteljahrsbezug 1,50 Mark / Halbjahrsbezug 3 Mark / Jahresbezug 6,— Mark / bei freier Zustellung / Anzeigenpreis für die fünfgespaltene Nonpareillezeile 60 Pfennig

DRITTER JAHRGANG — BERLIN AUGUST 1912 — NUMMER 121/122

Inhalt:



Artur Segal: Original-Holzschnitt

Deutsche Dichter und deutsche Richter

2 / Berlin

Wer die Wahrheit kennt und sie trotzdem verklagt, muß entschieden schon ein so sachliches Interesse besitzen, wie ich. Denn es ist mir natürlich nicht einmal im Wachen eingefallen, mich von dem Blättchen des Herrn Bruhn beleidigt zu fühlen. Mir lag daran, zu wissen, ob auch Berliner Richter in strafrechtlicher und zivilrechtlicher Hinsicht so tolerant gegen deutsche „Redakteure“ sind, wie die Herren in Hamburg. Der Tatsachenbestand war genau derselbe. Die Wahrheit hatte die Dreistigkeit, ein Gedicht der Else Lasker-Schüler nachzudrucken, und die Verfasserin mit den gröbsten Schimpfworten zu bewerfen. Das Amtsgericht Berlin-Mitte billigte, so unglaublich es klingen mag, dem Schimpfer den Schutz des Paragraphen 193 zu. Man kann nach Ansicht dieses Richters in Wahrnehmung berechtigter Interessen gegen jeden Menschen öffentlich beschimpfende Worte gebrauchen, wenn man nämlich materielle Interessen zu verteidigen hat. Die Ausführung dieser Motivierung ist meisterhaft. Neben dem Strafprozeß war gleichzeitig zivilrechtlich ein Schadenersatzanspruch wegen unbefugten Nachdrucks des Gedichtes Abel geltend gemacht worden. Herr Dr. Neimann, der Rechtsanwalt der Klägerin, hatte wie üblich die Zeitung vor Anstrengung des Prozesses zur Zahlung aufgefordert. Die Wahrheit druckte den Brief des Anwalts ab und bemerkte neben einigen Schimpfereien, daß das Gericht schon sein Urteil über diese Lyrik abgeben würde. Dieses Aufforderungsschreiben des Anwalts gab dem Amtsgericht Berlin-Mitte die Möglichkeit, dem beklagten Redakteur die Wahrung berechtigter Interessen zuzusprechen. Die Klägerin verlangte von ihm Geld, sagte das Amtsgricht, der Redakteur mußte sich also wehren, und besaß infolgedessen ein berechtigtes Interesse, die Klägerin zu beschimpfen. Das Amtsgericht Berlin-Mitte sah natürlich in den Schimpfworten keine Schimpfworte, sondern hielt sie nur für eine Art, „Auswüchse der lyrischen Poesie in derb-ironischer Weise zu geißeln, um sie in Zukunft zu verhindern“. Das Amtsgericht meinte es sicher sehr gut mit der Lyrik, aber das Landgericht I war bereits anderer Ansicht über die Geißelung in derb-ironischer Weise. Der vorsitzende Landgerichtsdirektor erklärte nämlich dem angeklagten Redakteur, daß er ihm sehr dringend zu einem Vergleich rate. Bei der Schwere der Beleidigung wäre ihm nach Ansicht der Kammer eine Gefängnisstrafe von vier Wochen ziemlich sicher. Woraus man sehen kann, daß nicht nur über Lyrik verschiedene Ansichten in der Welt herrschen. Die tapfere Wahrheit verglich sich also schleunigst, nahm alle Beleidigungen und Beschimpfungen mit dem Ausdruck lebhaften Bedauerns zurück und trug sämtliche Kosten beider Instanzen. Hinterher schrieb sie allerdings, daß ihr der Vergleich vom Gericht „erpreßt“ worden sei. Ich habe darnach beschlossen, keinen Redakteur der Wahrheit mehr vor einer Gefängnisstrafe zu bewahren.

Hierauf wurde vor dem Königlichen Amtsgericht Berlin-Mitte der Zivilprozeß auf Schadenersatz wegen unbefugten Nachdrucks anhängig gemacht. Herr Amtsrichter Braun wies die Klage kostenpflichtig ab. Er interessierte sich offenbar für den Prozeß mehr literarisch als juristisch. Denn seine Entscheidungsgründe lauten:

> Der Klägerin ist darin zuzustimmen, daß der Beklagte ohne ihre Genehmigung nicht berechtigt war, das Gedicht abzudrucken und zu verbreiten, da ein Fall zulässiger Wiedergabe im Sinne der Paragraphen 16 ff des Reichsgesetzes betreffend das Urheberrecht an Werken der Literatur und der Tonkunst vom 19. Juli 1901 nicht vorliegt. Trotzdem war die Klage abzuweisen, da dem Gedicht literarischer Wert nicht beigemessen, also nicht anerkannt werden kann, daß der Klägerin durch den Nachdruck ein Schaden entstanden ist. Die Kosten des Rechtsstreits hat die Klägerin nach Paragraph 91 Zivilprozeßordnung zu tragen.

Da dem Gedicht literarischer Wert nicht beigemessen werden kann. So hat der Amtsrichter Braun für Recht erkannt. Zwar steht in dem Gesetz „betreffend das Urheberrecht“ nichts davon, daß das Gericht den literarischen Wert eines Gedichts beimessen oder anerkennen soll. Aber Herr Amtsrichter Braun ist nun einmal gegen gute Literatur und kann deshalb im Nachdruck keinen Schaden sehen.

Jedenfalls ist diese Art literarische Kritik auf dem Instanzweg zu üben ebenso einfach wie neu. Es wurde Berufung beim Landgericht Berlin I eingelegt und darauf hingewiesen, daß nicht die literarische, sondern die juristische Seite dieser Angelegenheit zu prüfen sei. Die einundzwanzigste Zivilkammer stimmte dieser Ansicht bei und es wurde für Recht erkannt:

> Das am 6. November 1911 verkündete Urteil des Königlichen Amtsgerichts Abteilung 8a wird abgeändert:
>
> Der Klaganspruch ist dem Grunde nach gerechtfertigt.
>
> Zur Verhandlung und Entscheidung über den Betrag des Anspruchs und die Kosten des Rechtsstreits einschließlich der Kosten der Berufungsinstanz wird die Sache an das Gericht erster Instanz zurückgewiesen.

Die Entscheidungsgründe seien ihrer Wichtigkeit wegen hier wiedergegeben:

> Der erste Richter ist mit Recht davon ausgegangen, daß das streitige Gedicht Abel ein Schriftwerk im Sinne des Paragraphen 1 des Gesetzes vom 19. Juni 1901 sei, daß die Wiedergabe durch den Beklagten nicht berechtigt war, ohne Genehmigung der Klägerin das Gedicht abzudrucken und zu verbreiten. Demgegenüber ist die Behauptung des Beklagten, daß das Gedicht literarisch wertlos sei unerheblich. Denn für die Frage, ob ein Schriftwerk im Sinne des Gesetzes vorliegt, kommt es auf den literarischen Wert oder Minderwert der Arbeit nicht an. Es genügt, daß ein Erzeugnis individueller geistiger Tätigkeit gegeben ist. Das ist bei dem Gedicht „Abel“ zweifellos der Fall, und das mußte auch dem Beklagten klar sein.
>
> Im Uebrigen kann jedoch nach dem Ergebnis der Beweisaufnahme dem ersten Richter nicht beigetreten werden. Die Klägerin ist mit Recht der Ansicht, daß es für ihren Schadenersatzanspruch auf den literarischen Wert nicht ankomme, sondern nur darauf, ob sie ihr Urheberrecht hätte verwerten können. Diese beiden Fragen fallen nicht — wie der erste Richter annimmt — zusammen.
>
> Ein allgemein gültiges einstimmiges Urteil über Werke der zeitgenössischen Autoren wird sich nur in Ausnahmefällen feststellen lassen. So erklärt auch der Sachverständige, der seinerseits von dem Gedicht keinen tieferen Eindruck empfangen hat, er leugne nicht, daß dies bei andern anders sein könne; man könne über den literarischen Wert des Gedichts verschiedener Meinung sein. Gerade dieser Tatsache pflegt auch die Tagespresse Rechnung zu tragen und der Sachverständige erklärt deshalb überzeugend: „Da aber die Zeitungen auf verschiedene Geschmacksrichtungen der Leser Rücksicht zu nehmen gewöhnt sind, kann eine Geschmacksrichtung wohl nicht gut für den literarischen Wert bestimmend sein“. Der Sachverständige erklärt dehalb überzeugend trotzdem das Gedicht bereits erschienen war, andere Zeitschriften und Zeitungen das Gedicht auch noch gegen Honorar übernommen haben würden. Diese Möglichkeit muß nach der oben festgestellten Gewohnheit der Zeitungen und bei Berücksichtigung des Briefes des Redakteurs ... vom 12. Dezember 1911, gegen den der Beklagte nur mit einer haltlosen Unterstellung ankämpft, als eine so naheliegende und so sehr an Wahrscheinlichkeit grenzende angesehen werden, daß danach der Schadenersatzanspruch dem Grunde nach gerechtfertigt erscheint. Das Gericht ist überzeugt, daß die Klägerin in der Lage gewesen wäre, das Gedicht in einer hiesigen Zeitung erscheinen zu lassen, und daß sie dafür von der Zeitung ein Honorar erhalten hätte. Der Beklagte hätte ebenfalls das Gedicht von der Klägerin nur gegen Zahlung eines Honorars zum Abdruck erhalten. Durch den unbefugten Abdruck, mit dem der Beklagte unbedenklich sich mindestens einer Fahrlässigkeit schuldig gemacht hat, ist somit die Klägerin geschädigt in Höhe des Honorars, das der Beklagte ihr bei ordnungsmäßigem Erwerbe hätte zahlen müssen. Den angemessenen Betrag dieses Honorars schätzt der Sachverständige einwandfrei auf 10 Mark. Das Sachverständigengutachten ergibt endlich auch, daß der von der Klägerin eventuell geltend gemachte Bereicherungsanspruch dem Grunde nach gerechtfertigt wäre.
>
> Das Berufungsgericht wäre hiernach sachlich in der Lage gewesen, über den Schadenersatzanspruch der Klägerin auch dem Betrag nach zu erkennen. Es sieht sich jedoch rechtlich hieran durch die Vorschrift des Paragraphen 538 Ziffer 3 Zivilprozeßordnung gehindert, da der Anspruch nach Grund und Betrag streitig, und die Klage in erster Instanz abgewiesen ist. Deshalb war unter Abänderung des ersten Urteils lediglich der Klageanspruch dem Grunde nach für gerechtfertigt zu erklären. Die Entscheidung über den Betrag des Anspruchs und die Kosten des Rechtsstreits, einschließlich derjenigen der Berufungsinstanz, hat das Amtsgericht zu treffen, an das zu diesem Zweck die Sache zurückzuweisen war. Bei der Kostenentscheidung wird das Amtsgericht die Frage zu prüfen haben, ob nicht mit Rücksicht darauf, daß der Betrag des Anspruchs von der Ermittlung durch Sachverständige oder Festsetzung durch richterliches Ermessen abhängig ist, von der Vorschrift des Paragraphen 92 Absatz 2 Zivilprozeßordnung Gebrauch zu machen sein wird.

Herr Amtsrichter Braun sollte also nun dem Betrage nach entscheiden. Aber Herr Amtsrichter Braun — wies die ganze Klage wieder kostenpflichtig ab. Er fühlt sich nicht an die zweitinstanzliche Entscheidung gebunden, er hat „vielmehr bei der Beurteilung der Frage, ob und in welcher Höhe ein Schaden entstanden ist, freie Hand“. Die Beweisaufnahme hat ihn nicht die Ueberzeugung gewinnen lassen, daß die Klägerin durch das Verhalten des Beklagten geschädigt

worden sei". Der Sachverständige hat sich zwar für das Landgericht, aber nicht für ihn bestimmt genug ausgedrückt:

> Da die Klägerin weiteren Beweis für die Höhe ihres Schadens nicht angetreten hat, war anzunehmen, daß ein solcher nicht entstanden ist. Steht aber fest, daß die Klägerin durch den Beklagten nicht geschädigt worden ist, so ist nicht ersichtlich, inwiefern dieser durch den Abdruck dieses wertlosen Gedichtes bereichert worden sein sollte. Die Klage war demnach abzuweisen. Die Kosten des Rechtsstreits hat die Klägerin nach Paragraph 91 Zivilprozeßordnung zu tragen.

Ebenso kurz wie literarisch. Herr Amtsrichter Braun erkennt das Gedicht und den Schadenersatzanspruch nun einmal nicht an. Und die Klägerin ihn nicht. Der Prozeß ging deshalb wieder an die Berufungsinstanz. Er dauerte zwar nun schon anderthalb Jahre, aber vier Prozent Zinsen seit Klagezustellung auf zehn Mark ist auch eine ganz hübsche Sache. Vielleicht weiß es Herr Amtsrichter Braun noch nicht einmal. Aber die einundzwanzigste Zivilkammer des Königlichen Landgerichts I unter Vorsitz des Landgerichtsdirektors Westermann erkannte endgültig für Recht:

> Das Urteil des Königlichen Amtsgerichts Berlin-Mitte Abteilung 8a vom 29. April 1912 wird aufgehoben und der Beklagte verurteilt an die Klägerin zehn Mark nebst vier Prozent Zinsen seit Klagezustellung zu zahlen und die gesammten Kosten des Rechtsstreits zu tragen.

In den Entscheidungsgründen wird festgestellt, daß das erkennende Gericht den Klageanspruch dem Grunde nach für gerechtfertigt erklärt hat. Dem Betrage nach fällt es die Entscheidung auf Grund des Sachverständigengutachtens. Paragraph 92 Absatz 2 Zivilprozeßordnung. Es führt weiter aus, daß der Beklagte für die Gestattung des Abdrucks das angemessene Honorar hätte bezahlen müssen, und daß daher durch den unbefugten Abdruck der Klägerin ein Schaden entstanden sei.

Ich habe erreicht, was ich erreichen wollte. Die Wahrheit hat sich seit Beginn des Prozesses sehr gehütet, Dichtungen aus dem Sturm abzudrucken und in derb-ironischer Weise zu geißeln. Ich warne die Herren in der Provinz nochmals, Gedichte aus dem Sturm abzudrucken und sich dabei Humor einzureden. Auch rate ich ihnen, die sogenannten Feuilletonkorrespondenzen erst zu lesen, bevor sie sie veröffentlichen. Auf Grund dieses obsiegenden Urteils könnte ich jetzt mit ziemlicher Sicherheit auf Erfolg sechhundert Zeitungen auf Schadenersatz verklagen. Das würde der Verfasserin immerhin sechstausend Mrk einbringen. Und vier Prozent Zinsen vom Tage der Klagezustellung.

Auf diese Weise können auch gute Autoren wenigstens zu einem angemessenen Honorar kommen. Im Namen des Königs.

H. W.

Menschen von Gottes Gnaden

Aus den Bekenntnissen des Herrn Lieutenant Miéville, nachmaligen Paters Bonaventura S. J.

Von Karl Borromäus Heinrich

Clermond-Ferrand, Osterdienstag 1884

Zu spät! Hier, wie immer, bin ich zu spät gekommen. Es ist mein Verhängnis, zu spät zu kommen, und vielleicht bin ich auch zu spät geboren. Wenigstens sagt man, daß meine Mutter daran gestorben ist.

Ich bin zu spät gekommen.

Heute hat sich mein Freund Baron Frangart, den ich vor zehn Jahren im Jesuitenkollegium kennen und lieben gelernt habe, mit Komtesse Riom verheiratet.

Er hat ihre Bekanntschaft auf Schloß Choiseul, bei Clermont-Ferrand, gemacht. Die Frangart und Choiseul sind seit langen Zeiten verwandt. Die Choiseul und Riom sind seit noch längeren Zeiten verwandt. Und so bleibt alles in der Verwandtschaft, hauptsächlich aber bei den Choiseul, die der verwaisten Komtesse Riom hundertachtzigtausend Franken für die ganzen Liegenschaften Riom bezahlt haben; nun, schließlich ist es ja auch ganz gut, wenn der Alte auf Choiseul sein Stammgut auf billige Weise vergrößert. Die Frage bleibt nur, für wen; denn eines Tages muß das ja doch wieder an die Komtesse zurückfallen; denn daß es an die Bourbonen übergehe, wird der alte Einsiedler kaum verfügen, obwohl ja die Choiseul, und die Frangart und die Riom, mit ihnen seit längsten Zeiten verwandt sind. Das hat der Adel so an sich, die weiten Verwandtschaften. Wenn zum Beispiel, ich sage nur zum Beispiel (nur und „zum Beispiel" macht sich hier sehr gut!), wenn also der damalige Herr von Choiseul nicht mit seiner Tochter vor den Gier des Königs François II. nach Mailand hätte flüchten müssen, hätte diese den Edlen von Frangart nicht dort kennen gelernt. Und wenn, wiederum nur zum Beispiel . . . Nein, es ist genug mit dem einen.

Denn wenn nur dieses eine zur Tatsache geworden wäre, so hätte ich zwar sehr wohl mit dem Baron Frangart aus Südtirol bekannt werden können, obwohl ich aus dem französischen Departement Puy-de-Dôme stamme: weil ja das Jesuitenkollegium in Chamfort ganz unabhängig von allen diesen Verwandtschaften existiert. Nun ja, allerdings, wenn der alte Baron Frangart nicht mit französischen Familien verwandt wäre, hätte er, in betreff der Erziehung seines Sohnes, vielleicht gar nie an ein französisches Jesuitenkollegium gedacht. Das stimmt. Aber wenn die Güte Gottes wollte, daß ich und der junge Baron Frangart Freunde werden und uns so lieb gewinnen, — ach, wie lieb hab ich den jungen Frangart! — dann hätte er ja seinen Vater ganz zufällig auf die Idee führen können, seinen Sohn in ein französisches Jesuitenkollegium zu geben, noch einmal, nur zum Beispiel, nach Chamfort. Er wäre dann mein Freund geworden, ohne der Gemahl der Komtesse . . . Oh großer Gott, wie schrecklich ist das alles! Ich werde verrückt.!

Eine andere Möglichkeit, eine leichtere Möglichkeit, und für die Güte Gottes so leicht wie nur irgend etwas: Der alte Choiseul ist zwar mein Vormund; aber ich habe ja kaum dreißig Worte mit ihm gewechselt. Und das war vor zehn Jahren, als er mir auseinander setzte, daß ich das uneheliche Kind der wohlhabenden Witwe Miéville und eines unbekannten Vaters sei; daß ich von mütterlicher Seite soundsoviel Vermögen besäße; und daß er es sorgsam verwalten werde, wie seine eigene Sache, und noch sorgsamer . . . Das hat er ja auch getan, wenigstens ist es immer mehr geworden. Aber er hat wirklich kaum mehr als dreißig Worte mit mir gewechselt. Richtig — pardon, Alter! — er hat mich in ein gutes Regiment hineinprotegiert; freilich, ohne lang zu reden.

Wenn also der alte Choiseul, als ihm Baron Frangart sagte, daß er mich zum Trauzeugen bitten wolle, nur etwa obenhin gesagt hätte: „ach nein, ich möchte lieber den und den . . ." dann hätte wenigstens ich die Komtesse Riom niemals kennen gelernt. Aber hat nicht der Alte geschrieben: „Ich hätte sie, verehrtester Herr Miéville, auch ohne den besonderen Wunsch des Baron Frangart eingeladen". — Ich setze hinzu: wenn er auch das nicht gewollt und nicht geschrieben hätte! Eine Kleinigkeit, lauter Kleingkeiten für die Güte Gottes.

Und so hätte ch die Komtesse nie gesehen. Nie. Vor einem Vierteljahr ist sie aus dem Kloster gekommen, jetzt heiratet sie.

Hat geheiratet.

Komtesse Riom hat geheiratet.

Komtesse Riom ist schon verheiratet, verheiratet an Baron Frangart, meinen Freund Baron Frangart.

Vor sechs Tagen habe ich Komtesse Riom, pardon, Madame la baronne Frangart, zum ersten Mal gesehen. Und meine ersten Worte waren: „Komtesse, ich beglückwünsche meinen Freund Frangart, daß er eine Französin heiratet. Daß er aber das Glück hat, Sie heimführen zu dürfen, Komtesse, dazu wünsche ich ihm nicht Glück; denn ich beneide ihn zu sehr darum".

Das war eine höfliche Phrase oder eine phrasenhafte Höflichkeit.

Jetzt ist es Ernst.

Pfui, man soll keinen Freund beneiden!

Aber ich liebe die Komtesse so sehr. Ich liebe ihre kleine schlanke Figur, ihr blasses Gesicht, ihren arlesischen Mund, ihre mandelförmigen, fast chinesischen Augen. Ich liebe die Komtesse so sehr . . . Im Ausdruck sehe ich ihr etwas ähnlich, meinte der alte Choiseul, und es ist wahr.

Ich verachte mich. Es handelt sich um die Frau meines Freundes.

Schäme dich, Miéville!

Ach Gott, ja. Aber ich glaube, die Komtesse Riom liebt mich.

Unsinn, Frangart, reg dich nicht auf! Ich spreche von der Komtesse Riom, nicht von der Baronin Frangart. Die liebt mich natürlich nicht. Und auch als Komtesse Riom war sie zu gut erzogen, um wegen eines sechstägigen neuen Gefühls einen älteren Entschluß umzuwerfen.

Baron Frangart ist schön. Ein beweglicher Mensch. So südlich sieht er aus. Und wie er unser Französisch spricht! Man muß ihn lieb haben. Sie wird ihn lieib gewinnen.

Aber ich weiß, sie hat mich geliebt. Sie pflegte ihre schmale weiße Hand, wenn ihr etwas gefiel, auf meinen Arm zu legen. Unabsichtlich, versteht sich.

Eine Komtesse Riom ist von zu gutem Blut, um Absichten zu haben. Und vielleicht, wahrscheinlich, nein, selbstverständlich wußte sie gar nicht, daß sie mich liebte.

Mindestens weiß die Baronin Frangart nicht, daß mich die Komtesse Riom geliebt hat.

Schäme dich, Miéville! Du bist ungalant!

Aber noch ein paar Tage Zeit, und die Komtesse Riom hätte empfunden, mit Bewußtsein empfinden müssen, daß sie mich liebt!

Ich habe die Komtesse zu spät kennen gelernt. Zu spät! Ich komme immer zu spät!

Heute haben sie geheiratet.

Diese Nacht ist ihre Hochzeitsnacht. Diese Nacht. Heute, jetzt! Eben jetzt! . . . Oh Schrei der Sehnsucht!

Oh Gott, hilf mir! Hilf mir vor diesem Gedanken!

Mein Herz schlägt so schnell. Oh Gott! Hilf mir!

Es soll keine Komtesse Riom mehr geben, nur mehr . . . Oh Gott, hilf!

Vater unser, der du bist im Himmel, geheiliget werde dein Name, zukomme uns dein Reich, dein

Wille geschehe, dein Wille geschehe! . . . .

Nicht dein, nein, nicht mein, sondern dein Wille geschehe!

Ja, ja, ich verzichte. Ich begehre die Komtesse Riom nicht.

Gott, ich danke dir! Ich liebe sie beide. Meine Liebe umarmt beide, ohne Begehrlichkeit.

Ich segne sie beide mit meiner Liebe, meinen Freund Frangart und die Komtesse Riom.

Es gibt keine Komtesse Riom mehr. Jetzt nicht mehr.

Ich segne die Baronin Frangart und ihren Gemahl, meinen Freund. . . .

Paris, 2. Mai 1884

Ob das nicht ein Frevel ist! —

Seit einer Woche habe ich Urlaub. Und heute habe ich zum siebenten Male eine Kokotte ins Hotel eingeladen. Jedesmal eine andere.

Keine habe ich berührt. Jeder habe ich hundert Franken geschenkt und zu jeder habe ich gesagt: „Du mußt mit mir beten für das Wohl einer Dame!

Eine hat mich gefragt: „Ist das eine neue Perversität?" Ich habe sie gleich forgebeten.

Die anderen haben geweint und gebetet, innig gebetet. Und von einer, der letzten, weiß ich, daß sie so innig gebetet hat wie noch nie ein Mensch — nach der heiligen Magdalena, welche die Füße des Herrn mit ihren Haaren trocknen durfte.

Der alte Choiseul ist wütend, weil ich soviel Geld gebraucht habe. „Vous etes fou, rentrez de suite!" Auf offener Karte.

Ich werde heimfahren; aber verrückt bin ich nicht.

Clermont-Ferrand, 14. Mai 1884

Choiseul hat mir geschrieben, daß die Baronin Frangart in anderen Umständen ist, und daß er mit den Ärzten für ihr Leben fürchte. Gott erhalte sie! — Sie stationieren in Wien: es muß auch hart für Baron Frangart sein, der sich so gefreut hatte, mit ihr zu repräsentieren.

Wie merkwürdig! Ich liebe sein Kind wie mein eigenes, noch bevor es geboren ist.

Oh, ich habe es ja frühzeitig gesegnet, das Kind und auch seine Eltern. Damals . . .

Mein Segen war von allem Anfang an bei diesem Kind. Die Baronin sieht mir ähnlich; vielleicht wird mir auch das Kind ähnlich sehen. Das wäre kein Wunder, aber eine große Gnade.

Clermont-Ferrand, 23. Mai 1884

Ich benehme mich so komisch im Regiment. Die Nacht von gestern auf heute haben wir gespielt. Mir war alles ganz gleich, ich dachte an weit weg, wo alles in großer Ruhe liegt, unter schwarzen, schweigenden Zypressen. Ich dachte überhaupt an nichts, ich sehnte mich nach etwas . . . Aber ich soll fürchterliche Summen gewonnen haben. Visitenkarten mit höchsten Zahlen haben sich bei mir angehäuft. Ein Kamerad, der kleine Tourgot, — er mußte doch ein Jude sein — hat vielmehr, als er überhaupt in seinem Leben hätte aufbringen können, an mich verspielt. Per Visitenkarte natürlich.

Heute mittag, als ich noch zu Bett lag, kam der alte Choiseul angefahren, drang mit Gepolter in mein Schlafzimmer und schrie mich an: „Her mit der Karte des Herrn Tourgot!" „Aber lieber Herr Choiseul sagte ich verstimmt, „suchen Sie Sich doch die Karte, Ich weiß nichts mehr." Er suchte in meinem Visittäschchen und außerdem in allen Taschen der Uniform, deren einzelne Stücke an den Möbeln herumhingen, aber er fand nichts. Da kam er denn zu mir ans Bett, zog meine Hand unter der Decke hervor und drückte sie so fest, daß ich vollends aufwachte. „Sie sind doch ein guter Kerl, Miéville!" Aber ich hatte wirklich keine Ahnung, wohin ich die Karten getan haben mochte.

Im Regiment spottet man über mich.

Clermont-Ferrand, 10. Juni 1884

Ich bin manchmal so müd. Alle Dinge um mich her werden zu Schatten, und ich verstehe nicht, warum die andern sie so wichtig nehmen. Vor allem verstehe ich nicht, warum ich selbst sie einmal so wichtig genommen habe.

Das alles ist doch nur aufgebauscht. Neulich fing ich mitten im Rapport an zu lachen, und da ich mich garnicht beherrschen konnte, endigte es in einer bösen Blamage.

Ich lachte nicht über das Militär. Umlängst, als ich in einem Laden Schuhe aussuchte, erging es mir genau so: Ich mußte einfach gerade hinauslachen über die allgemeine Wichtigkeit.

Clermont-Ferrand, 12. Juli 1884

Man hat mir heute nahegelegt, meinen Abschied einzureichen. Ich ertrage es ruhig. Früher oder später hätte ich den Dienst von selbst quittiert; denn daß es so wie in der letzten Zeit mit meinen täglichen Verspätungen, meinen Unaufmerksamsamkeiten, meiner lächerlichen Güte gegen die Mannschaft nicht weitergehen könne, hätte mir allmählich schon eingeleuchtet. Ich war nur zu geistesabwesend, um darüber nachzudenken.

Aber der eigentliche Grund, den man im Conseil gegen mich angeführt hat, daß ich seit einiger Zeit in den Kirchen herumsäße wie ein altes Weib und daß dazu nur die Adligen das traurige Privileg hätten, — der ist nicht stichhaltig für einen Abschied. (Übrigens haben sie vor kurzem in Paris auch einige Adlige unter dem gleichen Grund aus der Armee hinausgeekelt. Als ob das Kirchengehen jemals einem Soldaten geschadet hätte!) Es scheint, daß der kleine Tourgot dahintersteckt; seit jener Spielnacht oder vielmehr seit dem Morgen darauf schämt er sich nicht wenig und haßt mich deshalb nicht wenig.

Ich gehe. Es hätte ja so wie so keinen Sinn mehr.

Alle Wege sind dunkel. welchen werde ich nun gehen?

Nizza, Oktober 1884

Oh verlorene Jugend! Oh Schrei der Sehnsucht! Klinge durch die weiche, süße, südliche Luft hinauf zur geliebten Sonne! Heilige Flamme, steh mir bei! . . .

Nizza, Ende Oktober 1884

Dem Menschen bleibt an sich selber alles Wesentliche dunkel, immerfort und solange, bis er tot ist. Dann beten die Ueberlebenden: „Der Herr gebe ihm die ewige Ruhe und das ewige Licht leuchte ihm!"

Durch das weite Dunkel des Daseins aber tönt unaufhörlich der langgezogene grausige Schrei aus aller Menschen Mund, der Schrei der Sehnsucht nach dem Lichte.

Und manche Menschen scheinen gleich einem Wald, in dem sich dieser Schrei wie in einem Echo fängt. Ich bin so ein Mensch. Ich leide nicht mehr um mich, ich leide um das ganze Dasein.

Nizza, Novemler 1884

Ich bete unaufhörlich, daß die Baronin Frangart, über die Choiseul mir so betrübende Nachrichten und Befürchtungen mitteilt, die Entbindung überlebe und auch das Kind mit dem Leben davonkomme.

Chamfort, 18. Dezember 1884

Gott sei Dank! Die Baronin und ihr kleiner Sohn leben beide. Soeben bekam ich das Telegramm von Choiseul.

Ich habe heute meinen Eintritt in den Jesuitenorden erbeten.

Chamfort, Weihnacht 1884

Mein letzter Wille

Heute erfolgt mein Eintritt in den Orden. Indem ich von der Welt draußen Abschied nehme, verfüge ich letztwillig wie folgt über meine weltlichen Dinge: Ein Drittel meines Vermögens gehöre dem Collegium Societatis Jesu in Chamfort das zweite Drittel etwa von mir noch lebenden Verwandten, und, wenn deren nicht zu finden sein sollten, den Armen in der Umgebung des Schlosses Riom, Departement Puy-de-Dôme, Frankreich; das letzte Drittel gehöre, mit Zinsgenuß vom heutigen Tage ab, dem jüngstgeborenen Freiherrn von Frangart, Fritz Paul Joachim, auf Frangart in Südtirol. Ihn liebe ich, wie wenn er mein eigenes Kind wäre. Ich segne ihn heute, wie ich ihn von allem Anfang an gesegnet habe.

Gott sei mit ihm und seinen Eltern!

Anno Domini 1884, Weihnacht.

Paul Mieville,

Frater Bonaventura S. J.

Fortsetzung folgt

Aus einem Gelächter Zyklus

Von Grete Tichauer

Erika war ein Strich. Ihre Augen waren klein und leer und ihr Mund abscheulich häßlich. Ich habe es nie über mich bekommen können, sie zu küssen, trotzdem sie mich so darum bat, im Tiergarten zur Dämmerung auf einsamen Wegen; zu Hause auf ihrem geblümten Sofa, wo sie mich manchmal eingefangen hielt und vor mir kniete. Ich wäre acht Tage krank gewesen, hätte ich ihren Mund küssen sollen.

Als ich sie auf einem Gang durch die Straßen kennen lernte, sagte ich zu ihr: „Erika, entschuldige, aber du bist pervers". Da war sie unglücklich und wollte sich verteidigen.

Dann hatte ich sie drei Wochen in meiner Macht. Ich muß da Vampyrdürste gehabt haben; ich merkte, wie ich ihr das dünne bischen Blut, das sie von Natur hatte, abzapfte, oder aus lauter Spaß das dünne Blut klecken zu hören. Und dabei war sie mir immer eklig. Aber ich mußte erleben, wie sie ganz blutlos aussah.

Als ich sie endlich so weit hatte, daß sie nur noch durch meine Stütze existieren konnte, schenkte ich ihr einen Strauß von Leben. Bis sie sich blähte. Herrgott, es gehörte nicht so furchtbar viel dazu. Ihre Haut nahm nicht viel mehr Oberfläche ein, als vier normale Wurstpellen. Sie war also doch blos ein Strich.

Sie ist heute noch gebläht. Ihr Mund ist wohl aber noch häßlicher geworden, als er früher war. Denn die Falten die sie sich damals nach mir sehnte, möchte ich ihr nicht weg bringen.

Huch, ich habe sie stets gehaßt; aber ich habe an ihr erlebt, wie ein Mensch blutlos und schlappig wird, und wie man ihn dann plötzlich aufblähen kann. Wenn er dann nachher so aufgebläht dasteht, sieht er so komisch aus, daß man an ihm Lachen lernen kann.

Wirklich Lachen hab ich an ihr geerntet, Ich lache noch heute, wenn ich an die aufgeblähte Strich-Erika denke.

(Heut sagt sie freudestrahlend und aufgepustet: „Donnerwetter bin ich aber mal pervers seit heut Morgen".)



Richter-Berlin: Bahnwärterhäuschen

Mitternachtsbesuch

Von Paul Scheerbart

In der Nähe von Insbruck gibt es ein altes Schloß, in dem alte Geister herumspuken sollen.

Die Gräfin C., die im vorigen Jahre in Innsbruck war, wollte natürlich in diesem Schlosse wohnen, um die alten Geister kennen zu lernen.

Und der Kastellan des alten Sclosses ließ sich nun auch allmälich rühren — und richtete der Gräfin C. drei alte Zimmer mit Empiremöbeln aus dem Jahre 1780 wohnlich ein und ließ die Dame da wohnen.

In den ersten acht Tagen passierte gar nichts.

Dann aber kam die Gräfin an einem Sonntage sehr spät des Abends nach Hause und fand auf ihrem Schreibtisch eine große Karte — auf der stand mit großen Lettern:

„Meine Gnädigste, gleich nach zwölf Uhr werde ich dreimal an Ihre Tür klopfen. Wenn Sie „Herein" rufen, werde ich hereinkommen. Wenn sie aber laut „Draußenbleiben" rufen, werde ich draußen bleiben. Ich bin im Jahre 203 vor Christi Geburt im alten Ephesus geboren und war damals Bildhauer".

Die Gräfin holte ihren geladenen Revolver aus der Schublade ihres Schreibtisches heraus und legte den Revolver auf die Karte des alten Bildhauers.

Dann schlug die Kastenuhr langsam und bedächtig zwölfmal, und danach klopfte es an der Tür langsam und bedächtig dreimal.

Die Gräfin sah ihren Revolver an, lächelte und rief „Herein".

Da wurde die Tür heftig aufgerissen, und ein hochgewachsener bartloser Grieche trat ins Zimmer.

Das hellblaue, sehr dünne Faltengewand des Griechen zeigte an den Rändern feine Goldstickereien, die schwarzen, lockigen Haare und die funkelnden Augen gaben dem Gesicht einen räuberischen Anstrich.

Und nun zog der Herr aus Ephesus einen kleinen blitzenden Hammer aus seinem hellblauen Faltengewande heraus und ließ dabei seinen nackten sehnigen Arm sehen, der auch braun aussah.

Die Gräfin spannte ruhig den Hahn ihres großen Revolvers auf und sagte lächelnd:

„Komödiant!"

Der Grieche jedoch verbeugte sich höflich und sagte:

„Mein Name ist Megasinthes! Darf ich hier bleiben — oder — soll ich wieder gehen?"

„Setzen Sie sich!" erwiderte die Gräfin.

Herr Megasinthes setzte sich.

„Sie sind also", begann die Gräfin C. zögernd, „bereits über zweitausend Jahre alt. Sie haben sich sehr gut konserviert. Das ist nicht zu bezweifeln. Mit welchen Mitteln haben Sie sich Ihre Jugend so gut erhalten können?"

Her Megasinthes erwiderte schnell:

„Wir dürfen leider keine Zeit verlieren, da ich, wie Sie wissen, doch ein Geist bin, der nur für eine kurze Zeit den Augen der Menschen sichtbar bleibt".

„Dann fassen Sie sich kurz!" gab die Gräfin zurück.

Und der Herr Megasinthes sprach:

„Meine Gnädigste, Sie werden sich wundern, daß ein Geist in so dringlicher Art sein Anliegen anbringt. Aber — die Sache ist auch sehr interessant und bedeutsam. Ich habe Sie, meine Gnädigste, vor drei Wochen in einem Gespräch mit drei Bildhauern beobachtet und belauscht. Sie waren da der Ansicht, daß die Darstellung des nackten menschlichen Körpers das Endziel aller plastischen Kunst sei. Um das zu beweisen, führten Sie die Plastik der alten Hellenen vor. Ist es nicht so?"

„Ja!" rief die Gräfin C.; „wollen Sie sich dagegen auflehnen?"

„Allerdings", versetzte der Herr aus Ephesus lächelnd, während er sich in seinen Sessel zurücklehnte, „ich muß es zunächst bestreiten, daß die griechische Kunst die Darstellung des nackten menschlichen Körpers bevorzugte. Die Zahl der weiblichen Gewandstatuten ist so groß, daß dagegen die Frauengestalten, die im alten Hellas von den Bildhauern nackt dargestellt wurden, gar nicht in Betracht kommen. Der „männliche" Körper ist wohl öfter nackt dargestellt. Aber — daß die griechischen Bildhauer in diesem nackten menschlichen Körper das Endziel ihrer Kunst erblickten — das darf nicht einmal eine Gräfin in Innsbruck behaupten — das geht zuweit. Wissen Sie nicht, wie oft wir Centauren dargestellt haben? Wissen Sie nicht, welche Rolle die bocksfüßigen Faune in unserer Kunst spielten? Vergessen Sie den großen Pergamonfries, in dem fast alle Titanen Beine haben, die zu Schlangenleibern geworden sind? Der menschliche Körper schien uns eben nicht vielseitig genug — er mußte durch die Körperformen der Tierwelt ergänzt und bereichert werden".

Die Gräfin C. besah den Herrn Megasinthes durch ihre Lorgnette und sagte mit weicher Stimme:

„Nun — ich kann nicht umhin, zu behaupten, daß die menschlichen Körperformen doch reicher und vielseitiger sind als die tierischen Körperformen; der Mensch hat doch einen Körper, der infolge seiner geistigen Ausbildung höher entwickelt ist — als der Tierkörper".

„Diese höhere Ausbildung des Geistes", erwiderte Megasinthes, „kommt doch im Kopfe des Menschen und allenfalls noch in den Händen des Menschen zum sprechenden Ausdruck".

Die Gräfin C. sah eine Weile nachenklich auf die Spitzen ihrer Lackschuhe und sagte dann:

„Aber das Fell des Menschen ist nicht so behaart".

„O", rief der Grieche, „dann rasiere man die Löwen und Tiger; wie man Pudel rasiert, und dann wird man in den Gliedmaßen dieser Tiere mehr Muskel- und Sehnenspiele sehen — als in den Körpern der menschlichen Athleten. Als ich in Ephesus lebte, hat man zu diesem Zwecke die wilden Tiere rasiert. Und man hat dann die Körper dieser wilden Tiere weicher und ausdrucksvoller gefunden, als die Körper der kraftvollsten Menschen. Glauben Sie denn, daß mein Arm interessanter ist als ein Pferdebein?"

Der Bidhauer zeigte seinen Arm und erklärte seine Vorzüge und Nachteile und anderseits die Vorzüge der Pferdebeine.

Die Gräfin C. behauptete nun, daß die künstlerische Tätigkeit der Hände doch einen Einfluß auf die Armbildung haben könnte.

Davon wollte der Bildhauer nicht viel wissen; er meinte, daß ein Pantherbein doch mehr zum Zupacken und Festhalten gebraucht würde, als ein Menschenarm — und daß die geistige Tätigkeit im Arme des Menschen doch einen greifbaren Ausdruck bislang noch nicht gefunden hätte.

Dann sagte die Gräfin, um dem Gespräche eine andere Wendung zu geben:

„Es erscheint mir gar nicht normal, wenn die Menschen nicht im Menschen das Herrlichste erblicken wollen".

„Oho!" rief da heftig der alte Hellene, „wir können doch nicht die Selbstverherrlichung zum normalsten aller Dinge machen; die Chinesen und Japaner bilden mit Vorliebe Drachen und Blumen, der Indier hat seine Götter mit mehreren Köpfen und sehr vielen Armen — wir hatten in Ephesus Aehnliches. Denken Sie auch an das Fratzenhafte in der japanischen Kunst, das durchaus über die menschlichen Gesichtsformen hinauskommen möchte. Denken Sie an die Plastik der Aegypter und Assyrer!"

„Wollen Sie", fragte da die Gräfin erstaunt, „die Kultur der Aegypter und Assyrer niedriger stellen als die Kultur der Hellenen?"

„Als ich", versetzte der Grieche hart; „in Ephesuss lebte, im zweiten Jahrhundert vor Ihrer Zeitrechnung, da dachte kein Mensch daran, die Kultur der Aegypter und Assyrer niedriger zu stellen als die der Hellenen; vergessen Sie doch nicht, daß wir damals sehr fest zusammenhingen und längst vergessen hatten, die älteren Kulturvölker für barbarische in Ihrem Sinne zu halten".

Die Gräfin C. stand auf und ging heftig im Zimmer herum, starrte dann den alten Griechen lange an und sagte: „Aber die moderne europäische Plastik haben Sie doch noch nicht kennen gelernt".

„O doch", antwortete stotternd der Herr aus Ephesus, „ich habe einen Teufel von Thomas Theodor Heine gesehen — der hatte keinen menschlich gebildeten Leib. So was gefiel mir sehr. Das war fast „alte Ephesusrichtung". Sehen Sie, wir wollten damals nicht gern erinnert werden daß wir Menschen sind".

Die Gräfin C. setzte sich wieder und sprach:

„Erzählen Sie mir mehr von der alten Ephesusrichtung, die Geschichte interessiert mich sehr".

„Die Gelehrten Europas", versetzte der Herr Megasinthes langsam, „werden meine Bemerkungen für leeren Humbug halten, da meinen Worten nicht die entsprechenden plastischen Zeugen an die Seite zu stellen sind".

„Das tut nichts," sagte die Dame „sprechen Sie nur!"

„Wir waren," sagte der Herr aus Ephesus, „vielfach bemüht, die alte Götterwelt der Aegypter und die Vorderasiens in neuer phantastischer Weise herzustellen — und verbanden daher viele Tierformen mit den Körperformen des Menschen. Das meiste davon ist später durch religiöse Eiferer zugrunde gegangen. Aber entstanden ist davon sehr viel — und wär's hier — so würden Sie erkennen, daß die hellenische Zeit weit davon entfernt war, im menschlichen Körper den Gipfel der plastischen Erscheinungswelt zu erblicken. Wenn Sie die modernen Bestrebungen der allermodernsten Europäer so kennen würden, wie ich, so wären sie bald der Meinung, daß auch im heutigen Europa die Plastik bald andere als menschliche Pfade wandeln dürfte".

„Sie erzählen mir," rief die Gräfin heftig; „die allergrößten Neuigkeiten. Was will man denn darstellen — wieder die alten ägyptischen und vorderasiatischen Gottheiten in neuer Auffassung?"

„Ich weiß nicht," flüsterte der Geist müde und wurde dabei merklich blasser; „es gibt heute auch Bilhauer, die den Marsbewohner plastisch in die Erscheinungswelt der Erdbewohner führen möchten. Da werden denn ganz neue Organe konstruiert, und von diesen neuen Organen ist vieles viel interessanter als alles das, was wir in Ephesus zusammenhauten. Vergessen Sie auch nicht, daß der alte Böcklin mit seinen Tritonen und Seeungeheuern einen großen Einfluß auf die moderne Plastik ausübte. Ich muß aber gehen — denn ich vergehe schon. Ich erlaube mir, Ihnen meinen Hammer als Andenken hier zu lassen".

Herr Megasinthes erhob sich und ging schwankend zur Tür, öffnete sie leise und machte sie leise wieder hinter sich zu.

Der Hammer lag auf dem Teppich.

Die Gräfin griff nach ihrem Revolver und bedauerte, nicht nach dem Geiste geschossen zu haben.

„Dann hätte ich doch", rief sie erregt; „gleich erfahren: ob dieser Geist ein Komödiant war oder nicht".



Fr. Rosenkranz: Original-Holzschnitt

Die erregte Dame klingelte nach ihrer Kammerfrau und setzte das ganze Haus in Aufruhr — aber der Grieche war nicht zu finden.

Der kleine, blanke Hammer war aber da, und sein Erscheinen ließ sich nicht erklären — so viel man auch suchte.

Der Kastellan fluchte über diesen nächtlichen Aufruhr in heftigster Form und sagte schließlich sehr unhöflich:

„Meine gnädigste Gräfin, wenn Sie in einem Schlosse wohnen, in dem seit langen Jahren alte Geister ein und aus gehen, so darf Ihnen doch ein solcher Mitternachtsbesuch nicht unmöglich vorkommen".

Die Gräfin C. schrieb ihr Erlebnis noch in derselben Nacht nieder, und ich gelangte durch Zufall in den Besitz des Manuskripts.

Folie und Fassung

Von Lothar von Kunowski

Ein Diamant, Rubin, Saphir und andere Steine des Schmucks, so sehr sie strahlen, so reich sie geschliffen sind, gewürdigt werden sie erst auf einer Folie, in einer Einfassung, wovon und worin sich ihre Vorzüge abheben. So reich, so strahlend das ist, was der Künstler sieht und erfindet, er gebe den Perlen der Beobachtung und Phantasie eine Unterlage und strenge Fassung vor glänzender Ausführung. Er suche an den Gestalten das, was sie befähigt, sich einem gegebenen Raum anzupassen. Und um dies zu finden, bediene er sich der zartesten Eigenschaften seines Materials, er wecke in leiser Unterzeichnung den Urnebel seiner Papierfläche, jenen schwebenden Ton, in dem sich jede Erscheinung ahnen, aus der sich jede gestalten läßt.

Nimm ein Blatt Papier, bedecke es mit feinen Kringeln, Linien und Punkten wie Sterne am Himmel, so wirst du Gestalten zu schauen glauben, wie Lionardo an den Rissen alter Wände. Uebe dich in diesem Gaukelspiel der Phantasie. Bald wirst du einen Kopf, eine merkwürdige Physogomie entstehen sehen, einige Pünktchen kaum verbunden durch den Hauch einer Linie werden zum Ringer, Wettläufer, Bettler. Eine zittrige Linie hebt das, was sie umschreibt, hell aus der Fläche als weiße Wolke, ein Kreis scheint zu strahlen wie die Sonne, aus einem eiförmigen Kringel wachsen von selbst die Ohren eines Kaninchens, kaum berührst du das Papier mit zwei kleinen Bögen, so scheint ein Vogel in der Luft zu fliegen, und nun gewinnst du Mut, rieselt das Rund einer Baumkrone und bemerkst den ätherischen Ton, den sie umschreibt, sich dunkel vom Himmel abheben. Wenige Linien gebe ihm Aeste, eine einzige, die ihn beinahe halbiert, genügt, die eine Hälfte der Krone beleuchtet, die andere beschattet erscheinen zu lasse n.

Kaum aber willst du greifbarer machen, was dein Griffel als Hauch gibt, Umriß und Schatten stärker betonen, jenem Baum Blätter, jenem Kopf Augen geben, so fühlst du deine mangelnde Kenntnis, schauest auf die Natur zum Gesicht deine Nachbarn oder aus dem Fenster in den Garten, und setzt nun auf deine Andeutugen, der Natur folgend, mit deutlichen Linien die Einzelheiten an Kopf und Baum.

Das, was du tatest, ist der Weg jedes Künstlers, auch des größten: leise Unterzeichnung halb auswendig, wie um sich träumend an etwas zu erinnern, starke Ueberzeichnung, nachdem der Anblick der Natur dich mutiger machte. Ehe du dreist ausdrückst, was du dir nicht vorstellen kannst, triff zarte Vorbereitungen, sammle Erinnerungen und Beobachtungen der Natur zugleich auf dem Papier, nimm eine Art von Anlauf vor jeder Studie und halte dich überlegend und sinnend in diesem ersten Stadium jeder Arbeit, so lange die schattigen Töne schweben, disponierst du über die ganze Fläche, kannst jeden Accent verteilen und jede Gestalt ganz allgemein andeuten und in den Raum hineindichten, ohne je unlebendig oder leer zu werden. Dämpfe die Schwärze des Griffels, wo sie voreilig den gaukelnden Nebel einer noch nicht fertigen Vorstellung festnageln will.

Indem du einen Löwen wie einen Assyrer auf bunter Tonplatte so in dein Viereck gewaltig einschreiben willst und tastend seinen Rücken und Haupt lang fährst, erinnere dich dessen, was den Löwen von anderen Tieren unterscheidet, der geschmeidig lange Körper, das Massive der Kinnbacken, Stahlharte des Blicks, schleichend Weiche des Ganges. Erinnere dich den Umriß gestaltend, damit dein geschäftiger Geist desto leichter des Zufälligen und Kleinlichen Herr werde, daß der Löwe als Urbild der Würde, des Zornes, der Kraft Verehrung genoß und eingeschrieben wurde, eine tausendmal geprägte Vorstellung, in das Gemüt der Völker, als Wappen im Ritterschild, Abzeichen der Städte, Gewand des Herakles, Beute der Könige, bald in Gefahr zu verlöschen bis auf einen Schnörkel im Ornament, wie der Drache.

Rembrandt, der wie keiner die Charakteristik der Figuren verbindet mit ihrer Sichtbarkeit unter allen Einwirkungen von Licht und Finsternis, erzeugt den Eindruck blendender Beleuchtung, indem er die Fassung breiter Schatten die Details liebevoll einträgt, ohne die Ruhe des Schattens zu durchbrechen, und das Auge überrascht, nachdem er es beschäftigt und an die Dunkelheit gewöhnt hat, durch die Flut des Lichts an hellen Stellen des Werks, wo das Unterdrücken der Details und Anwenden des reinen Umrisses der Figuren den Anschein der formlösenden Gewalt des Lichts auf das äußerste steigert. Max Klinger lat in „Malerei und Zeichnung" diese Fähigkeit Rembrandts am „Hundertguldenblatt" erläutert.

Wer aber Rembrandts Platten in den ersten Zuständen kennt, weiß, daß er solche Wunderwirkungen durch die Folie zarter Unterzeichnungen stets sorgfältig vorbereitete und lange den Gesamtton der ganzen Fläche aufrührte und durchtastete, ja oft die verhärtete Zeichnung durch Abschleifung der Platten duftig und allgemein machte, also möglichst andauernd in den schwebenden Tonflächen verweilte, ehe er sich zur endgültigen Niederschrift entschloß.

Darum bediene sich der Anfänger eines modellierbaren Materials, etwa der Kohle, hüte sich vor Wischen und Schmieren, blase von Zeit zu Zeit die Zeichnung hell, oder lichte die ganze Fläche auf, indem er mit handbreitem, weichem Dachshaarpinsel rasch darüber hinstreicht, damit die kräftige Ueberzeichnung mit schwarzer Kohle oder Rötel, Bleistift, Aquarell die Unterzeichnung aufzehre, oder den Nebel ihrer schwebenden Tonfläche endgültig im Raum der Fläche fixiere, als nagle er mit möglichst wenig Nägeln die reizvollen Formen eines bauschigen Schleiers auf ein Brett. Den Ort zu suchen, wo diese Nägel einzuschlagen sind, die Brennpunkte der Zeichnung, auf denen ihr räumliches Gerüst sich erhebt, in denen sie schwebt und hängt wie die Figur des Orion in den Sternen seines Bildes, diese Punkte zu suchen, ist eben die Hauptaufgabe der Unterzeichnung.

Die wichtigsten Treffpunkte der Formen, Schatten, Farben und Bewegung will jene feststellen, indem sie deren Wege einzeln verfolgt bis dahin wo sie sich treffen. Die Formen gehen ihren eigenen Weg, die Schatten wie das Licht ziehen ihre eigene Straße, die Farben brechen hindurch da, wo sie wollen, und jede Bewegung verfolgt die Richtung ihres Interesses durch das räumliche Gefüge des Ganzen. Ohne sie alle zu trennen, findest du nie, wo sie verbunden sind, und ohne Verbindungspunkte kannst du sie nicht ordnen in der Fläche, kannst nicht mit Fingern weisen auf das unvorstellbare, das Lebenszentrum des Bildes, das vom Betrachter selbst erzeugt werden soll, indem er von Brennpunkt zu Brennpunkt rhythmisch eilt.

Die schwebenden Tonflächen werden nur von begabten Künstlern mit offenem Blick auf der Fläche gesehen und dieser Blick gewahrt ihre leisesten Veränderungen und vergleicht sie mit den Schleiern der Naturerscheinung. Kneife nicht das Auge zu, reiße es nicht unmäßig auf um, wie man dich allenthalben lehrt, „die große Masse" der Erscheinung ohne Einzelheit wie durch ein trübes Glas zu sehen. Du wirst nichts weiter erreichen, als daß die Formen sich verzerren, indem das Licht die Schatten überstrahlt und eines jener tausend undeutlichen Bilder schaffen, in denen Leere mit Auffassung der Größe verwechselt wird. Man kann nicht groß sehen, ehe man überhaupt etwas gesehen hat, man wird das Ganze nie umspannen, ehe man nicht die Einzelheiten eifrig, eindringlich, genießend durchgetastet hat, das Zufällige nicht vom Wesentlichen scheiden, ohne zunächst die ganze Spreu mitsamt den Körnern in das Sieb der Gesetze zu nehmen. Von der Naturerscheinung läßt sich nichts mehr ins Kunstwerk nehmen, als wir von ihr durchgeistigen, das heißt zurückführen auf Gesetze, welche die Natur sich selbst auferlegt im Drange nach Sichtbarkeit.

Wir lernen also zeichnen, indem wir in der Folie schwebender Tonflächen alles, was das Modell bietet, Einzelformen und Farbenwerte, Schattentöne und Lichter uns andeutend zusammensuchen, um diese Andeutungen dann dem Gesetz untertan zu machen, die Einzelformen auf eine Grundform zu beziehen, die Schatten vom Licht zu sondern, beide von der Farbe und uns alles recht sorgfältig einzufassen, ehe wir mit sicherem Strich entgültig zeichnen.

Ein Gesicht, eine Landschaft, eine Gestalt groß schauen, heißt ihren Unterschied von Vorstellungen, die geläutert im Gedächtnis ruhen, erkennen, die individuellen Abweichungen vom Typus als solche sofort erfassen. Diese Fähigkeit setzt einen mit allen Mitteln anzustrebenden Zustand innerer Klarheit und Ordnung der bereits aufgespeicherten Erinnerungsbilder voraus. Die Tiere scheinen dieses ordnen der Eindrücke in ausgedehnten Mußestunden eifrig zu pflegen, daher eine Katze, aus langer Ruhe plötzlich aufgeschreckt dich mit immenser Klarheit anschaut und im Nu erkennt, wodurch du dich soeben von früheren Augenblicken unterscheidest, wonach sie sich blitzschnell davonspringend verhält. Diese große Sicherheit, Ernst und Zweckmäßigkeit in Ruhe, Wandel, Entschluß und Handlung der Tiere beobachte fleißig, wenn du sie zeichnest. Indem das Reh Kräuter sucht, beherrscht sein Ohr und Auge den ganzen Wald, und weiß das Knacken eines Zweiges oder ein Blitzen in der Ferne sofort als gefährliche oder ungefährliche Veränderung der Umgebung aufzufassen, offenbar, weil es die Vorstellung aller Gegenstände ringsum tausendmal im Ruhezustande durchgesiebt hat, und zur raschen Erkenntnis des Wertes jeder Veränderung im Geiste bereit hält. Dieser Gabe sollte auch jeder Mensch mächtig sein, zumal im Gewühl der Städte. Darum siebe ihm der Künstler das Vielerlei der Erscheinungen so durch, daß er in einem Umriß und mit wenig Farbe möglichst viele bekannte Merkmale der Dinge in kürzeste Formel bringe, zugleich aber das Sehens- und Suchenswerte genial andeute.

Das Senkblei ins Ewige

Ueberall regt sich neues Leben. Oder wie der Kollege sagt: Das Blühen will nicht enden. Auch in Cassel ist man am Werk. Der Casseler Ortsausschuß für eine deutsche Nationalbühne und der Casseler Goethebund versenden einen Aufruf. Die deutsche Nationalbühne soll nun endlich einmal wieder gegründet werden. Die Leute, die das Bedürfnis nach der Nationalbühne und nach den Heimatsspielen nicht länger halten können, müssen kolossal viel Blei im Kopf haben. Sie rufen keinen Satz auf, der nicht spätestens seit Emanuel Geibel klischiert worden ist. Die Casseler überbieten alles. Im Auftrag der vereinigten Commitees schreibt der Schriftsteller Louis Wolff, Wolfsschlucht 7 zu Cassel folgendes:

„Es ist Zeit, daß ein Turm des deutschen Idealismus aufgerichtet wird. Die deutsche Nationalbühne, nach der anderthalb Jahrhundertevergeblich gerungen, soll endlich erstehen". Das „haben" haben die Jahrhunderte noch immer nicht errungen. Dafür bekommt die deutsche Nationalbühne den Turm des deutschen Idealismus. Er wird auch farbig: „Ein höchster nationaler Kunststempel soll aufgerichtet werden und in die Lande leuchten, als bleibender Wallfahrtsort". In diesem höchsten nationalen Kunststempel wächst unnatürlich alles Gute: „Die Blüte des gesprochenen Dramas ist die erhabenste Blüte des intellektuellen und Gemütslebens einer Nation'. Es werden Namen genannt: Goethe und Schiller, Björnson und Ibsen. Aber Herrn Wolff aus der Wolfschlucht 7 fehlt „die Stätte, wo solchem höchsten geistig-ethisch-aesthetischen Interesse der Nation bei uns mit willkommener Würdigkeit und in echt priesterlicher Auffassung in schlackenfreien Darbietungen für jedermann aus unserem Volk gedient wird." Die Stätte fehlt. Die Theater sind unwürdig. „Die priesterlich Binde, die göttliche Berufung, die heilige Weihe, der große Zug, das Senkblei ins Ewige ist überall vielmehr da befleckt, zerlöchert, verkleinert, herabgezogen, tausendfältig restringiert, beschränkt, verklebt, verklaubt, verschattet nur — oder garnicht einmal vorhanden". So sind die Theater. Die priesterliche Binde ist befleckt, die göttliche Berufung zerlöchert, die heilige Weihe verkleinert, der große Zug herabgezogen, das Senkblei ins Ewige tausendfältig restringiert, und zu beschränkt, verklebt, verklaubt verschattet oder garnicht einmal vorhanden ist das Subjekt voller Schrecken davongelaufen. „Es ist ein unbedingtes Bedürfnis, daß die Stätte nunmehr geschaffen würd". Herr Wolff wünscht die Stätte, wo „ohne jegliche Konzessionen an ein Unwürdiges noch an ein Fremdländisches der edelsten Kunst gedient werden kann". Herr Wolff verleiht den Herren Aischylos, Sophokles, Shakespeare, Molière, Björnson und Ibsen das deutsche Bürgerrecht für edelste Kunst. Von deutschen Dichtern, denen in diesen nationalen Tempel mit dem Turm des deutschen Idealismus gedient werden soll, werden vorläufig erst Goethe und Schiller mit dem Senkblei ins Ewige beschwert. Herr Louis Wolff hat natürlich „mit allen einsichtigeren und das Bessere wollenden Geistern unserer Nation Fühlung genommen'. Sie sind sich alle einig darin, daß „der Kunst und dem Volke die Bahnen zum Höchsterreichbaren in unserem Kulturleben weit und freiöffnendes nationales Bühnenhaus jetzt geschaffen werden muß". Von dem Bühnenhaus werden die Rutschbahnen zum Höchsterreichbaren gehen. Und vom Turm des deutschen Idealismus fällt „das Volk" den das Bessere wollenden Geistern auf den Kopf, der ja aber Gott sei Dank aus Blei ist. Also: „Bauen wir daher jetzt ein Haus solcher Art, das für alle Zeiten den wichtigsten Brennpunkt des nationalen Kulturlebens darstellen muß. — — —". Auf dem Brennpunkt geht es dann heiß her: „Solch' Haus, in dem einem jeden Volksgenossen wie nirgends sonst wo im weiten Bezirk des völkischen Daseins die Empfindung rein und kräftigen Herzens sich regen darf: Herr Gott, ich danke Dir, daß ich ein Deutscher bin!" — Heute, zum ersten Male: Die Orestie des Aischylos.

Aber das Jeld. Herr Louis Wolff hat es. Er macht einfach eine Nationallotterie. Außerdem verfügt er über „ein intensiv ausgedachtes und ausgedehntes Abonnementssystem". Der Besuch der deutschen Nationalbühne wird „durch ein über alle Provinzen sich erstreckenden Eintrittskartenabsatz erleichtert und begünstigt". Aber Cassel ist mitnichten ehrgeizig. „Der mitunterzeichnete Ortsausschuß betrachtet und empfiehlt mit nichten Cassel als den alleinseligmachenden Ort für die Nationalbühne". Nun ist alles da. Bis auf die Comiteemitglieder der Nationalbühne. „Damit dieselbe zur baldtunlichen Verwirklichung in der besten Weise gelange, beehren wir uns auch Ew. Hochwohlgeboren aufzufordern, in das allgemeine deutsche Comitee zur Schaffung der Deutschen Nationalbühne geneigtest eintreten zu wollen, und uns durch gefl. (gefl.) zustimmende Rückäußerung alsbaldigst zu erfreuen. Das in Tätigkeit tretende Comitee könnte vielleicht in Bälde schon zusammenkommen und möchten wir uns . . . .". Da wird Herr Louis Wolff sein Herz ausschütten: „Bestimmtere Vorschläge für die ganze Einrichtung der Bühne haben wir in petto, möchten dieselben jedoch hier nicht ausbreiten". Man muß also nach Cassel reisen! Hoffentlich wirft bis dahin Herrn Wolff niemand in die Wolfsschlucht. Aber auch das würde ihm nichts schaden. Er wohnt bereits auf Nummer 7.

So etwas nennt man in Cassel den Goethebund. Viele Städte liegen im weiten Bezirk des völkischen Daseins. Aber der Casseler Goethebund schmeißt das Senkblei ins Ewige.

H. W.

Ueber Jungfräulichkeit

Von Alfred Döblin

Die Ehe als gesellschafliche Einrichtung, geht nicht hervor aus der Sexualität selbst, hat zwar die Sexualität, genauer die Heterosexualität der Partner, zur Voraussetzung und Basis, aber ihre gesellschaftliche Natur läßt sie weit über die bloße Sexualität hinausgehen.

Die Wirkungsweise. Die Ehe ist kein Spezialgeschäft für Sexualität, sondern ein Warenhaus, in dem viele vieles, manche alles kaufen können. Statt in die Tiefe zu gehen, geht sie in die Breite, entfaltet ihre Reichtümer. Wenn die Ehe sich zur Alleinform und sichtbaren Ausdruck geschlechtlicher Beziehungen aufwerfen will, so zeigt sie sich damit ohne Bewußtsein ihrer eigenen Natur; denn sie hat es nicht wesentlich mit Sexualität zu tun. Und ebenso töricht ist die Forderung, alle Sexualbeziehungen im Rahmen der Ehe zu erfüllen, als wollte man verlangen, nur zur Mahlzeit und in besimmten Lokalen Hunger zu haben. Man soll keine fremden Vorstellungen in den Ehebegriff tragen; Sexualität ist die Voraussetzung der Ehe; ihre Befriedigung nicht Zweck der Ehe; man soll jene fast kolossale Lächerlichkeit nicht aussprechen, daß Ehen auf Liebe sich aufbauen müssen, wofern sie „wahre Ehen" sein sollen. Das zeugt nur von mangelnder Unterscheidungsfähigkeit zwischen zwei klaren Begriffen. Ebenso beurteilt sich das Verlangen, jungfräulich in die Ehe zu treten. Soziales Pflichtbewußtsein, Vertrautheit mit den Haupt- und Nebensachen der Ehe sollen die Partner haben, bei zweckmäßigem nicht triebmäßigem Handeln.

Derselbe Gedankenfehler bringt Verwirrung in den Begriff der Jungfräulichkeit selbst. Es scheint vielen, als ob die Sexualität woge zwischen zwei Polen: Jungfräulichkeit und Prostitution, also Kongreß mit keinem und vielen, und als ob danach zu gruppieren sei. Eine Uebersicht über „Typen" ist hier leicht, gesetzt daß man 0, 1, 2, 3, etc. zählen kann. Diese Meinung muß als wertlos und oberflächlich abgelehnt werden. Sexualität hat mit Arithmetik nichts zu tun. Die Frage ist vielmehr: Jungfrau warum?

Wo keine Einsicht und keine Vorstellung vom spezifischen Beziehungsakt besteht, wird dieser unmöglich stattfinden können; das uneinsichtige und darum untätige Individium kann Jungfrau heißen. Bei Menschen, die von Geburt blöde, idiotisch, imbezill, kretinistisch sind, kommt solche Unwissenheitvor. Ist ein erwachsener, sonst normaler Mensch nicht über den Sinn seiner Organe orientiert, so ist seine Jungfräulichkeit ein Intelligenzdefekt. Der Typus der dummen Jungfrau reiht sich in die sexuellen Vor- und Mißformen.

In diese Fehlformen gehört auch die Frigide. Das Unvermögen verleiht hier den Charakter der Jungfräulichkeit.

Die vorsichtige Jungfrau gehört einem gewissen weiten Kokottentyp an, der psychologisch diejenigen zusammenfasst, welche den Kongressus üben aus nichtsexuellen Gründen, ein weiter Begriff, zu dem neben der Geldkokotte die Figuranten der strenggesellschaftlichen Ehe rechnen müssen. Während dort die Beteiligten den Kongreß üben unter der Wahrung: „nur mit Erlaubnis des Gesetzes". üben die vorsichtigen Jungfrauen ihn nicht, weil eben diese Erlaubnis fehlt. Noch mehr: sie üben ihn nicht, um durch solch Verhalten einen Zweck zu erreichen, oder zu vermeiden etwa als unvorsichtige Jungfrauen minderwertige Eheware darzustellen. In dieser Ausbildung stellt die Vorsichtige direkt das Pendant zur Geldkokotten, zum reinen Typ, der den Kongressus als Mittel für vulgäre Zwecke ansieht. Man kann sich auch prostituieren, indem man sich jemandem nicht gewährt.

Die Nonne, der strengste Jungfrauentypus, entzieht sich dem Sexualverkehr, um dadurch zu einem Ziel beizutragen, sie fällt auch unter die Kokottenkategorie.

Die Jungfrau wider Willen schließlich, die Jungfrau aus Mangel an Gelegenheit, die nicht dem Kongressus auswich, während er ihr auswich, ist unter die Notformen zu nehmen, die durch das Unvermögen sich charakterisieren.

Hier zeigt sich also, daß die „Jungfräulichkeit" allemal entweder Ausdruck einer Hemmungsmißbildung oder eines Kokotteninstinktes ist, sie begründen die Form der „Jungfrau".

Wir fragen jetzt positiv: Worin kann dann aber Jungfräulichkeit liegen, welches Verhalten kann als jungfräulich angesehen werden? Eben wurde die verbreitete Ansicht darüber hingestellt: jungfräulich ist der Mensch, der noch nie Partner eines Kongressus war. Die Jungfräulichkeit wird also durch eine einmalge Handlung beseitigt, durch eine äußere Bewegung. In diesem Begriff der Jungfräulichkeit wird nichts ausgesagt über den Zustand des jungfräulichen Menschen. Sie ist demnach kein Charakteristikum, keine Eigenschaft dises Menschen, sondern eine gleichgiltige statistische Bemerkung von dem Range: ein Mensch, der noch keinen Schlips getragen hat.

Wenn Jungfräulichkeit mehr als solche überflüssige Randglosse eines Müßiggängers sein will, so muß sie ein sexuelles Verhalten bezeichnen, unabhängig von der Tatsache des vollzogenen Kongressus; noch mehr. Da die Vollziehung des Kongressus nach dem im Eingang Entwickelten zum Leben des reifen Menschen, — von welchem Menschen wir ausschließlich reden, — gehört, so bezeichnet Jungfräulichkeit etwas an den Menschen, der den Kongressus vollzieht, und zwar etwas, betreffend sein Verhältnis zum Kongressus.. Demnach muß Jungfräulichkeit, soll das Wort einen Sinn haben, wesentliche Eigenschaft eines Sexualtypus sein, denn diese eben verkörpern Stellungen zum Beziehungsakt. Wenn wir nun den Begriff der Jungfräulichkeit recht fassen, so finden wir: er drückt eine Abneigung gegen die Ansicht aus, daß die Sexualität eine gleichgiltige Angelegenheit sei, daß man etwa nach Art eines Kokottentypus in den Sexualorganen zufällige oder nützliche oder erfreuliche Gebrauchsgegenstände zu sehen habe. Wenn der Heilige durchdrungen ist von dem Ernst, der in der Sexualität liegt, und von ihrer außerordentlichen Wichtgkeit, so stimmt die Jungfrau ihm bei; sie weicht von ihm ab in der Schlußfolge aus dieser Ueberzeugung für das Handeln: Der heilige lehnt die Sexualität als die schlimmste aller Ichversuchungen ab, die Jungfrau erkennt sie an als die stärkste aller Ichdarstellungen. Damit ist der Sexualtypus der Jungfrau aber schon bestimmt, denn indem die Jungfräulichkeit sich manifestierte in einer wahrhaft organischen Verbindung von Sexualität und Ich, ist diese Eigenschaftsbezeichnung schon lokalisiert. Aus der Auf, fassung der Sexualaktion als Individualaktion, daraus folgend: aus der Eindringung vieler Ichteile in den Beziehungstrieb erklären sich die Stigmata jungfräulichen Verhaltens: die lange Keuschheit, das zögernde, mit sarken Kämpfen verbundene Aufgeben des Widerstrebens gegen den Kongreß, nach sogenannter Gewöhnung. Was wir oben als Pseudojungfräulichkeit verwerfen, äfft äußerlich sinnlos dieses Verhalten nach, ist eine Karikatur der Jungfräulichkeit.

Die von uns eben beschriebene Eigenschaft wird gemein hin als Wert gefaßt und von den Trägern als „sexuelle Ehre" empfunden.

Unschuld ist ein anderes Wort für Jungfräulichkeit und bezeichnet demnach entweder das Wesen der Liebestypen oder die Eigenschaft einer Vor- und Fehlform oder einen Intelligenzdefekt.

César Franck

Von Jacques Rivière

Die Größe César Francks besteht darin, daß er niemals gesagt hat, was er zu sagen hatte. Er ahnte nicht, daß man mit der Materie spielen könne, er achtete ihre Nützlichkeit und er hat sie nur benutzt, um sie einem Zwecke dienstbar zu machen. Nicht, daß er sich erst zu dieser Rechtschaffenheit entschloß; es war seine Natur, denn er gehörte zu denen, die nur sprechen, weil sie nicht anders können. Seine Belohnung war diese freie Sprache, die seine Schüler als einziges nicht haben nachahmen können, diese Freiheit, die Folge eines präzisen Planes und der Verbindlichkeit; da er immer wußte, was er sagen wolltte, hinderte ihn nichts.

Die Notwendigkeit der Musik Francks ist die Quelle aller seiner Tugenden. Zuerst seiner bewunderungswürdigen Genauigkeit. Jedes Instrument füllt seinen Platz aus und, gerufen von allen anderen, macht sein Einsetzen großen Eindruck. Niemals erzielt er eine Wirkung durch etwas Unerwartetes. Wenn ich zittere, so geschieht es nur, weil mein Erwarten mit Vollendung erfüllt ist. Das klare Gespräch wird abgerollt, die Worte entstehen im selben Maße wie die auszudrückenden Gedanken. Nicht etwa, daß man sie vorausahnt; jede Maßnahme ist eine Ueberraschung, aber sie überrascht nur, weil sie befriedigt.

Darum gibt diese Sorgsamkeit seiner Musik den besonderen Fluß, die so eigenartige Kontinuität. Sie ist so geschlossen, sie wird so gewissenhaft angeordnet, daß sich keine Unterbrechung einschleicht; nichts fehlt, keine Stelle die so verloren ist, daß sie zu einer Ablenkung dienen könnte; der Plan biegt in jeder Einzelheit, immer gegenwärtig und verhindert jede Zerstreuung. Die Entwickelung entlehnt nichts der äußeren Handlung; er läßt die Musik nach und nach immer mehr erblühen, die Melodie entfaltet sich, den zerbrechlichen und wiederholten Durchbruch eines Schößlings; sie entwickelt sich nur, indem sie sich durch die Wiederholungen genauer festlegt. Je fester sie wird, umso mehr Klang entströmt ihr und umgibt sie; Bereicherung entsteht durch innere Vervielfältigung und nur durch Vertiefung der Vergangenheit entstehen neue Wunderdeckungen. Die Modulation ist bei Franck eine Form der Kontinuität; niemals will sie einen Kontrast schaffen; sie wird benutzt, um den einzelnen Stellen den Stempel der Fertigkeit aufzuprägen; sie ist immer wie eine Hand, die sich langsam öffnet; wie das unmerkliche Einführen in größere Helligkeit.

Eine Seele wird mit Treue besungen. Alles kommt von ihr. Sie entfaltet sich in der Einsamkeit; sie entwickelt sich, wchst, wird mit süßer offener Verschwendung gegeben. Aber sie ist allein, man fühlt, daß sie nichts zu besiegen hatte, daß sie seit ihrer Geburt himmlisch war. Kein Kampf. Nirgends läßt die Sinnlichkeit ihre Reize schweben. Weil sie so rein ist, ist Francks Musik so schön. Man muß der bewunderungswürdigen Psyche gewogen sein. Franck beraubt Eros und Psyche ihre Weihe erreichen eine packende Tonalität. setzt er durch die Geschichte der Seele und der Liebe; wohlverstanden: der göttlichen Liebe. Die Ewigkeit, die in Flammen ineinandergreift und die plötzlich aus dem Orchester ausglüht, ist voll geistreichem Pathos erfüllt, es ist die Hochzeit Gottes und der heiligen Seele. Und die immer größer werdende Erhebung dieser Seele, ihre wachsende Begeisterung, das immer leidenschaftlichere Zittern ihre Weihe erreichen eine packende Tonalsität. Sodaß man kaum wagt, im geheimen andern, menschlichere, weniger sichere Musik vorzuziehen, die sehr schwankt, vor mehr Hindernissen zögert und ihre Kontinuität nur dadurch erhält, daß sie die Stimmen der Umgebung in sich aufnimmt, indem sie unaufhörlich ihr Herz mit den Einwürfen jener vergänglichen Welt verwechselt, in der sie wandelt.

Autorisierte Uebertragung aus dem Französischen von Jean-Jacques

Beachtenswerte Bücher

Ausführliche Besprechung vorbehalten
Rücksendung findet in keinem Falle statt

BALLHAUS / LYRISCHES FLUGBLATT
Verlag A. R. Meyer / Berlin Wilmersdorf

GOTTFRIED BENN
Morgue und andere Gedichte
Verlag A. R. Meyer / Berlin-Wilmersdorf

DE WITTE MIER
Eine kleine Monatsschrift für Bücherfreunde unter Leitung von J. Greshoff; In holländischer Sprache
Verlag C. M. B. Gixon / Apeldoorn / Holland

BOTHO GRAEF
Hodlers und Hofmanns Wandbilder in der Universität Jena
Verlag Eugen Diederich's / Jena

FRANCIS VIELé GRIFFIN
La Lumière de Grèce
Paris Editionsde la Nouvelte Reoue Française
Marcel Rivière et Cie

THADDÄUS RITTNER
Ich kenne Sie / Novellen
Wien und Leipzig / Deutsch-Oesterreichischer Verlag

ALDO PALAZZESCHI
Il Codice di Perelá
Romanzo Futurista
Mailand / Edizioni Futuriste di „Poesia"

ALBERT EHRENSTEIN
Der Selbstmord eines Katers / Novellen
München / Verlag Georg Müller

F. T. MARINETTI
Distruzione / Poema
Mailand / Edizioni Futuriste di „Poesia"
La Momie sanglante
Poeme dramatique
Editions du „Verde e Azzuro" / Milan
D'Annunzio intime
4e édition
Editions du „Verde e Azzuro" / Milan
Le Roi Bombance
Tragédie satirique, 3e édition
Edition du „Mercure de France" / Paris
La Ville Charnelle
4e édition
E. Sansot et Cie. / éditeurs / Paris

CARL DALLAGO
Philister
Brenner-Verlag / Innsbruck.

KARL KRAUS
Nestroy und die Nachwelt
zum fünfzigsten Todestag
Verlag Jahoda und Siegel/Wien

PIERRE HAMP
Vieille Histoire
Contes écrits dans le Nord
Paris / Editions de la Nouvelle Revue Française
Marcel Rivière et Co

SVEND BORBERG
Liliths Bog
Kopenhagen / Gyldendals Forlag

NICOLAS BEAUDUIN
Les Poètes
Paris / E. Basset et Cie / Editeurs

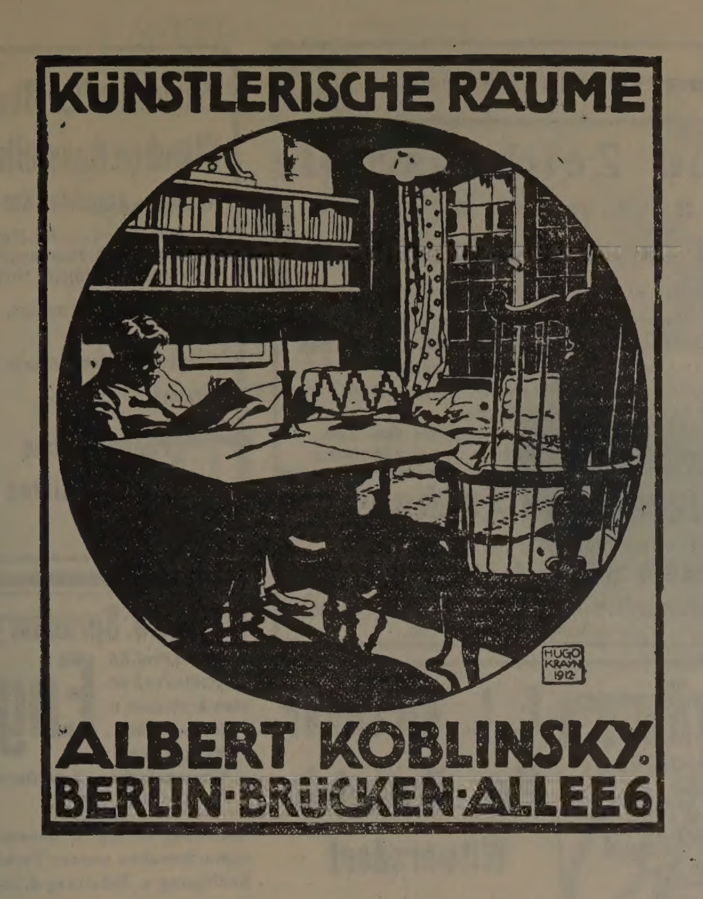
JEAN BONNEROT
Province / Carnets de Vogoge
Moulins [Allier] / Les Cahiers du Cenire

AAGE VON KOHL
Der Weg durch die Nacht / Roman
Verlag Rütter und Loening / Frankfurt am Main

Notiz

Die Holzschnitte auf der fünften Seite jeder Nummer sind von Mitgliedern der Neuen Sezession

Verantwortlich für die Schriftleitung
HERWARTH WALDEN / BERLIN-HALENSEE



!! Auf allen Bahnhöfen zu haben !!

März

Eine Wochenschrift

Gegründet von Albert Langen

Herausgeber:

Ludwig Thoma · Hermann Hesse

Vierteljährlich 13 Hefte

Preis des einzelnen Heftes 50 Pf.

im Abonnement:

durch Buchhändler oder Postämter das Vierteljahr 6 Mk.,

direkt unter Kreuzband das Vierteljahr:

für das Inland 7 Mk. 50 Pf., für das Ausland 8 Mk. 50 Pf.

Barmer Zeitung, Nr. 78 vom 1. April 1912: Mit dem soeben erschienenen Heft 13 beschließt der „März" das erste Quartal des laufenden Jahrganges. Es sei deshalb wiederholt auf diese unabhängige und vielseitige Wochenschrift aufmerksam gemacht, die in ihrer ganzen Haltung die freie und frische Atmosphäre Münchens erkennen läßt mit dem herben Hauch, der von den benachbarten Bergriesen weht. Der „März" ist wie der „Simplizissimus" ein bodenständiges Gewächs, das nur in München zum Blühen und Gedeihen kommen konnte. Seine charaktervolle Eigenart hat nichts zu tun mit süddeutschem Partikularismus und Mainlinienüberlieferung. Im Gegenteil ist der „März" süddeutsch im besten Sinne, auch im Kern großdeutsch, und er bedeutet in seiner Anerkennung süddeutscher und norddeutscher Art in ihren Verschiedenheiten nichts weniger als eine geistige Brücke zwischen Nord und Süd. Immer ist der „März" anregend und frisch wie auch das vor uns liegende Schlußheft des ersten Quartals, das von den folgenden das beste erwarten läßt.

Probenummern gratis und franko vom

März-Verlag G. m. b. H., München

Kaulbachstraße 91.

Les Marges

5 rue Chaptal / Paris

Diese literarische Zeitschrift veröffentlichte das französische Original der Tagebücher Flauberts, deren Uebertragung in Deutschland verboten wurde.

L'Effort Libre

früher: L'Effort

Monatsschrift

:: Herausgeber: ::

Jean Richard Bloch

Poitiers (Vienne)

L' Indépendance

Halbmonatsschrift

Künste, Kultur, Philosophie, Politik

: Jahresbezug: 15 Francs :

Paris / 31 rue Jacob

Theaterbühnen liefert und verleiht **Minuth** G. m. b. H. Berlin 26, - Mpl. 4612 Oranienstrasse 6



Wichtig für die Herren Chefs!!



Stenotypistinnen, nach dem

„Tast-System"

ausgebildet, leisten

30-50 Prozent mehr

als die nach der alten Methode

::: ausgebildeten Typistinnen :::

Interessenten erhalten weitere Informationen von

Smith Premier Typewriter Co.

Berlin W 8, Friedrichstrasse 62

Tel.: Zentrum 11734/11736

Les Editions de la **Nouvelle Revue française** ont publié

Emile Verhaeren: Hélène de Sparte / drame en 4 actes

Paul Claudel: L'Otage / drame en 3 actes

L'Annonce faite à Marie / mystère en 4 actes

André Gide; Isabelle / récit

Ch.-L. Philippe: La Mère et l'Enfant

Lettres de jeunesse

Chaque volume 3,50 francs

31 / rue Jacob / Paris



Ausstellungen, Salons Kunsthandlungen etc.



CASPER's Kunst-Salon

Potsdamer Strasse 19 Eintritt 50 Pf

Kollektion Gemälde von d'Espagnat und Schwarz-Weiss-Ausstellung von

Corinth, Forain, Hance, Helleu, Klimt, Leistikow, Liebermann, Menzel, Raffaelli, Paetschke, Skarbina, Slevogt

---

GRAPHISCHES KABINETT

Buch- und Kunsthandlung, Antiquariat, Verlag

:: BERLIN W 15, Kurfürstendamm 33 ::

Ständige Ausstellung moderner Graphik

Im Eckhause, gegenüb. d. Sezession Eingang Grolmannstr.

Illustriert. Katalog u. Prospekte : : : : gratis. : : : :

EINTRITT FREI:

Ankauf guter Graphik und Illustrierter Bücher

Atelier Hanni Schwarz

Inhaberinnen: Marie Luise Schmidt u. Hanni Schwarz

:-: Berlin W 30, Hohenstaufenstrasse 44 III :-

Fernsprech-Anschluss: Amt Lützow 9110 :: Fahrstuhl

Geöffnet: Wochentags von 9-6, Sonntags von 10-1 Uhr

Photographische Arbeiten jeder Art in künstlerischer Ausführung

Aufnahmen in natürlichen Farben

Spezialität: Kinderaufnahmen und Aufnahmen im eigenen Heim :: Kurse für Armateure

---

FRITZ STOLPE BERLIN W 35 Gentiner Strasse 42

Gegründet im Jahre 1873. :-: Fernsprecher Amt Lützow 3752

Fabrik für Gemälderahmen

In allen historischen und neueren Stilarten

Kopien v. Rahmen nach alten Meistern in Origiaal-Goldtönungen

Sämtliche **Vergolderwaren** Moderne und andere Vergoldungen an Möbeln, Innen-Architekturen usw.

Kunst-Einrahmungen

Reparaturen u. Neuvergoldungen aller Gegenstände, Aufarbeiten :: aller Arten Antiken, Reinigen von Gemälden und Stichen ::

FRITZ MERKER Charlottenburg-Schillerstr. 94 Amt Charlottenburg 8397

PASSEPARTOUTFABRIK :: BUCHBINDEREI :: :: ZEICHENMAPPEN

AUFZIEHEN V. ZEICHNUNGEN MODERNE BUCHEINBÄNDE

KÜNSTLER-MAGAZIN FRITZ BERGMANN

Steglitz ▫ Schützenstr. 54

: Fernsprecher: Amt Steglitz 482 :

:-: Architektur - Buchbinderei :-:

Elektrische Lichtpausanstalt mit Motorbetrieb

Passepartout-Fabrikation :-: Bildereinrahmung

Allgemeiner Beobachter

Halbmonatsschrift für alle Fragen des modernen Lebens

Verlag Allgemeiner Beobachter

Hamburg 1 Alsterdamm Nr. 2

Preis: Einzelnummer 20 Pf. Abonnement 1 M. pro Quartal

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postanstalten



Lehranstalten ▫ Kurse



Mal- und Zeichenschule

Stilleben ⁘ Landschaft ⁘ Portrait

OTTO BEYER, Hektorstr. 17, am Kurfürstendamm

Man verlange Prospekte

Holzschnitzen, Modellieren, Zeichnen

Täglich 9—1 Uhr Eintritt jederzeit.

Modellieren für Architekten täglich von 5—7 oder 7—9 Uhr

Abendakt täglich 7—9 Uhr Mark —,50

Atelier Kurfürstendamm 243 parterre gegenüber dem Zoo.

Bildhauer HARDERS Berlin-Charlottenburg

Modellieren und Zeichnen

Vorbereitung für die Akademie

KARL HEYNEN-DUMONT

Charlottenburg, Leibnitzstr. 32, Atelier

Mässige Honorare



E. L. Kirchner

Max Pechstein

Wilmersdorf

Durlacherstr. 14

Moderner Unterricht

⁘ in Malerei ⁘



Buchhandlungen



Edmund Meyer

Buchhändler u. Antiquar

:: BERLIN W. 35 ::

Potsdamerstrasse 127b

Amt Lützow 5850

Soeben erschienen: Antiquariats-Katalog XXX Kunstblätter aller Art Illustrierte Bücher in deutscher, französischer und englischer Sprache

Bitte gratis zu verlangen

Reuss & Pollack

Buchhandlung, Antiquariat

Potsdamerstrasse 118c

:: BERLIN W. 35 ::

Fernsprecher: Amt Lützow 2829

Graphisches Kabinet Der Neuen Sezession

Paul Graupe

Antiquariat

Berlin W 35

Lützowstrasse 38



Kleine Anzeigen



Titania-Schreibmaschine

Erste deutsche Schreibmaschine m. Typenhebeln a. Kugellagern

Fabrikat der Akt.-Gess. Mix & Genest, Schöneberg-Berlin

Generalvertreter für Berlin u. Mark Brandenburg

Louis Stangen / Linkstrasse 12 Telefon: Kurfürst 2425

Spedition	Möbeltransport	Verzollung
Gepäckfahrt	Verpackung	Versicherung
Rollfuhrwerk	Lagerung	Lombard

Max Lux

Halensee

Ringbahnstr. 123a : Fernspr.: Uhland 595

Spediteur des Vereins für Kunst zu Berlin

Zeitschrift Der Sturm

Ständige Ausstellung

Königin-Augusta-Str. 51

gegenüb. der von-der-Heydt-Strasse zwisch. Hohenzollern- u. Friedrich-Wilhelm Strasse

Täglich, auch Sonntags, geöffnet

Eintritt 1 M./Jahreskarte 6 M

Zurzeit:

Französische Expressionisten

Bildung d. Sprachorgane

n. d. Meth. Prof. Ed. **Engel** empfohlen von ersten ärztlichen u. : künstlerischen : : Kapazitäten : Wissenschaftler, Schriftsteller, :: Recitatoren. ::

Erziehung zu hyg. u. phonet. richtigem Sprechen zwecks Veredlung, Kräftigung u. Erhaltung d. Stimme. Heilung v. Sprachstörungen u. v. :: Stimmleiden jeder Art. ::

G. Haass n. Engel diplom. Stimmbildner Berlin W 50 Ansbacherstr. 3 hpt.

Urteile, Prospekt kostenfrei.

Neue Secession

:: BERLIN ::

Eingetragener Verein

Passive Mitglieder der **: Neuen Secession :**

erhalten jährlich

1 mehrere graphische Arbeiten

2 die Zeitschrift Der Sturm frei zugestellt

3 freien Eintritt zu den Veranstaltungen der N. S.

Mitgliedsbeitrag halbjährl. 15 M.

Geschäftsstelle der Neuen Secession Steglitz

Miquelstr. 7a Fernruf Stgl. 2699

Die Fackel

HERAUSGEBER **Karl Kraus**

Erscheint in zwangl. Folge

Nummer 351/353

soeben erschienen

Preis 90 Pfennig

ÜBERALL ERHÄLTLICH auch auf den Bahnhöfen

Werbeband der Fackel 50 Pfennig

Verlag Die Fackel / Wien III 2

Bruno Sellin, Berlin S. 14.